



Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal.
Bestellungen
werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Jeder Jahrgang ist auch
in 17 Hefen à 90 Pf.
zu beziehen.

Pränumerationspreis für Deutschland:
auf 1/2 Jahr 4 Mark 50 Pf. — 1/2 Jahr
8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark.



Geld.

Ein modernes Sittenbild.

I.

Es gibt bekanntlich dreierlei Juden: die „Verfolgten“, die „Rächer“ und die „Gefäuberten“. Die „Verfolgten“ verkaufen noch alte Regenschirme und Operngläser, werden aber immer seltener. Die „Rächer“ haben sich des Stockes bemächtigt, mit welchem ihre Vorfahren so oft bedroht wurden, schlagen damit ein Mädchen und lassen ihn wohl auch auf den Rücken eines darlehensbedürftigen Nebenmenschen niedersaufen.

Die „Gefäuberten“ erinnern sich nicht mehr der Schmach und Unbill, die ihren Vätern widerfahren; sie sind keine Juden mehr, sondern fast Christen geworden, — eine Kleinigkeit abgerechnet, die sich nicht mehr gut machen läßt.

Zu welcher Kategorie gehörte Herr Isak Levy „von Hamburg“? Wenn man ihm zuhörte, ohne Zweifel zu den „Gefäuberten“; aber die Wahrheit ist, daß er seit fünf- und zwanzig Jahren sich vergebens bemühte, die Schranken zu über-

steigen, mit welchen diese auserlesene Klasse sich umgab und er fühlte vielleicht mehr Haß und Neid gegen jene Bevorzugten seines Stammes, welchen es gelungen war, sich unter die Verfolger einzuschmuggeln, als gegen die Verfolger selbst. Und doch hatte er sein Möglichstes gethan. Er hatte sich das Prädikat „von Hamburg“ beigelegt, obgleich er gar nicht von Hamburg war, und setzte alle Hebel in Bewegung, um irgend eine exotische Baronie zu erlangen.

Isak Levy war sehr reich, Das versteht sich von selbst und er benützte sein Geld dazu, sich nach Möglichkeit zu „säubern“. Er hatte ein prächtig eingerichtetes Hôtel, hatte Equipagen und Maitressen. Und da er nicht so engherzig war, seine Maitressen für sich allein zu behalten, erwarb er sich gute Freunde in der Herrenwelt, so daß er im Bois manchen vertraulichen Gruß zugewinkt erhielt und in einen Klub aufgenommen ward, dessen Mitgliederliste manchen Namen von gutem Klang aufzuweisen hatte. Wenn Isak Levy mit seiner eleganten Mail-coach durch das Bois raste und auf derselben ein halbes Duzend Hebronsrosen in glänzenden Toiletten thronte, dann waren seine Glaubensgenossen sicherlich sehr stolz auf diesen „Großen“. Nur Isak Levy („von Hamburg“) war nicht zufrieden. Es betrübte ihn, daß er immer nur die Damen Kahn und Kohn, Mayer und Salomon spazieren fahren durfte. Er sehnte sich nach der Protektion einer Dame aus der Gesellschaft, aus der wirklichen, christlichen Gesellschaft; denn seine Ansicht war die, daß jeder Jude von den anderen Juden nach der Stellung taxirt wird, die er sich unter den Christen zu erobern gewußt hat.

Seit einigen Jahren ist es Mode geworden, daß an schönen Sommerabenden auf dem Trottoir der Akazien-Allee im Bois sich Gruppen bilden, zu welchen nur die Crème der Gesellschaft Zutritt hat. Damen der höchsten Gesellschaftsschichten sitzen im Halbkreise und betrachten die vorbeifilirenden Kutschen. Hier empfangen die Damen die Huldigungen einiger auserwählter Gentlemen und es gilt in der Herrenwelt als die höchste Auszeichnung, zu diesen Zirkeln zugelassen zu werden.

Ach, was hätte Isak Levy darum gegeben, ein Viertelstündchen auf einem dieser Lehnstühle von Rohrgeflecht zubringen zu dürfen! Aber, ach, er mußte sich begnügen, vorbeizufahren und auf gut Glück einen Gruß in die Gruppe zu werfen, ohne genau zu wissen, ob sein Gruß auch erwidert wurde.

II.

In der vornehmsten Gruppe der Akazien-Allee war jeden Abend die kleine Gräfin Yvette de Pavernasse zu finden und Isak Levy (von Hamburg) wäre sehr erstaunt gewesen, wenn er gewußt hätte, wie wenig Vergnügen die Gräfin hier fand. Vor Allem zerstreute es sie sehr wenig, immer dieselben Gesichter um sich zu sehen, und dann hatte sie Sorgen: sie brauchte fünfzigtausend Francs. An ihren Gatten konnte sie sich nicht wenden. Nicht als ob er geizig gewesen wäre; aber da er beim Spieltisch und mit den Weibern doppelt so viel als seine Einkünfte vergeudete, war er selbst zumeist auf dem Trocknen.

Und doch mußte Yvette die fünfzigtausend Francs haben. Die unbezahlten Schneider weigerten sich, die zur Badereise

bestellten Toiletten zu liefern. Was thun? Sie hatte zuerst mit einem jungen, dann mit einem alten Herrn ihres Zirkels zu kokettiren begonnen; doch bei der ersten Anspielung auf Geld hatten Beide den Rückzug angetreten. Dann hatte sie sich zwei Frauen von der hohen Finanzwelt anvertraut, die ebenfalls zur Gruppe gehörten. Die beiden Damen schienen sehr gerührt, doch fiel es ihnen nicht ein, auch nur einen Franc anzubieten.

Die alte Marquise Valpenas war zwar nicht in der Lage, ihr mit Geld beizustehen, aber sie wußte manchmal guten Rath und war damit nicht geizig. Eines Tages, als die kleine Gräfin Yvette ihr ihre bittere Verlegenheit anvertraute, zeigte die alte Marquise mit einem Augenblinzeln auf Isak Levy (von Hamburg), der eben mit seinem Phaëton vorüberfuhr und sagte:

— Das ist Einer, der sich sehr glücklich schätzen würde, Ihnen die Summe zu leihen.

Yvette betrachtete Isak Levy (von Hamburg), diesen dickwanstigen Menschen mit dem aufgedunsenen, rothen Gesichte und sagte:

— Pfui, wie häßlich!

— Es ist noch viel häßlicher, in Trouville die alten Kleider zu tragen, die alle Welt noch von den Rennen im Longchamps her kennt; und diese Qual dauert länger, als jene andere.

— Aber ich kenne den Herrn nicht und er kommt nicht in meine Kreise.

— Ach, Liebste: alle Pariser Kreise berühren sich. Sie kommen doch wohl zur Fürstin Abousky?

— Nur selten; man findet da zu viel zweideutiges Volk.

— Dort treffen Sie Herrn Isak Levy. Gehen Sie übermorgen zur Fürstin Abousky.

— Ich bin ihr eben einen Besuch schuldig.

Als Herr Isak Levy (von Hamburg) wieder an der Gruppe vorbeikam und abermals mit tiefem Respekte den Hut küftete, bemerkte er zu seinem Entzücken, daß die Gräfin Pavernasse ihn durch ihren Handstecher aufmerksam betrachtete. In-
deß, Isak Levy von Hamburg war kein Schwärmer. „Was will sie wohl von mir haben?“ fragte er sich. Und am Abend entschlief er mit einem süßen Traume. Er träumte: die kleine Comtesse habe zehntausend Francs von ihm geborgt und ihn eingeladen, in der Akazien-Allee an ihrer Seite Platz zu nehmen.

III.

Als acht Tage später die alte Marquise Valpenas und die kleine Comtesse Yvette wieder in der Akazien-Allee beisammen saßen, sprach Erstere lebhaft:

— Nun, Liebste: erzählen Sie mir doch! Thun Sie nicht so prüde . . .

— Alles ist vortrefflich zugegangen. Er hat sich als Gentleman betragen und ich habe ehrlich das Meinige gethan.

— Wie es sich von einer Enkelin des Marquis Vineuil nicht anders erwarten läßt.

— Als Sie bei der Fürstin Abousky mir Herrn von Hamburg vorstellten, schien er anfänglich ein wenig schüchtern; doch fand er bald seine Fassung und erwies sich als ein angenehmer Plauderer. Er sprach von Malerei; ich gestand ihm,

daß ich für die Gemälde des Carolus Duran schwärme. Darauf machte er mir den unter solchen Umständen üblichen Antrag. Er besitze zwei Portraits und drei Gemälde des Meisters, sagte er, und bitte mich, dieselben bei ihm zu besichtigen. Er empfing mich in seinem Hôtel mit würdigem Ernste und vollendeter Höflichkeit. Wir besichtigten alle Räume seines mit auserlesenem Geschmack eingerichteten Hôtels. Er benahm sich sehr korrekt, vielleicht ein wenig zu korrekt, denn er trug, obgleich erst zehn Uhr Morgens war, einen Leibrock, zugeknöpft bis hinauf.

— Zugeknöpft! Und so blieb er auch die ganze Zeit?

— Nein, nicht die ganze Zeit . . .

Die alte Marquise seufzte erleichtert auf und fragte dann besorgt:

— Nun, und die Hauptsache?

— Ich sagte Ihnen ja, daß er sich als Gentleman benommen habe. Er machte seine Sache so taktvoll, daß ich sogar in die Lage kam, der Form halber mich ein wenig zu weigern, ehe ich das Geld annahm.

— Ausgezeichnet! rief die Marquise. Ein wackerer Gentleman! Sie sind nun aus grausamer Verlegenheit gerettet. Ich weiß, wie unangenehm diese kleinen Schulden sind . . . Ich selbst habe bei meiner Modistin . . .

— Seien Sie unbesorgt. Sie begreifen, daß ich diese lumpigen Lieferanten nicht voll bezahlt, sondern einiges Geld zurückbehalten habe, so daß ich einer intimen Freundin schon beistehen kann . . .

— Sie sind reizend. — Und was sagte Herr von Hamburg, als Sie schieden?

— Etwas, worüber ich nicht wenig erstaunt war. Ich glaubte, er werde mich einladen, bald wieder seine . . . Bilder zu besichtigen, — und ich wäre sicherlich hingegangen . . . er ist so höflich. Allein, er sagte: „Ich werde mich glücklich schätzen, Ihnen in der Akazien-Allee meine Huldigung darzubringen.“ Ist Das nicht drollig?

— Nicht so drollig, wie Sie glauben. Jetzt müssen Sie auf Ihrer Hut sein, um sich nicht zu kompromittiren.

IV.

Herr Isak Levy von Hamburg strahlte. Seine kühnsten Träume schienen sich zu verwirklichen. Die Freuden, die er für seine fünfzigtausend Francs bereits genossen, waren nichts im Vergleiche zu jenen, die er noch erhoffte. Es wird ihm fortan gestattet sein, angesichts des ganzen fahrenden und reitenden Israels inmitten der Gruppe in der Akazien-Allee Platz zu nehmen und dort in der Huld einer Dame sich zu sonnen, die ihm das „Weniger“ wohl nicht verweigern wird, nachdem sie ihm das „Mehr“ gewährt hatte.

Am dritten Tage nach dem gewissen Morgenbesuche kam Herr Isak Levy von Hamburg in vollem Glanze herangefahren. Vor der Gruppe stieg er vom Phaëton und sah mit Befriedigung, daß die Gespanne des Hermann und des Stegmann und des Tiefenberg in der Nähe hielten. Mit raschen Schritten eilte er auf die Gruppe zu, grüßte mit einer großen Handbewegung in die Runde und sagte, zu Yvette von Lavernasse gewendet:

— Theure Gräfin, meine unterthänigste Huldigung . . .

Dann suchte er mit den Blicken einen Sessel, um Platz zu nehmen.

Allgemeines Entsetzen in der Gruppe. Woher hatte Isak Levy die Frechheit genommen, in diesen, dem Gemeinen unnahbaren Zirkel einzutreten? Zwei jüdische Baroninen, die in der Gruppe saßen, drohten in Ohnmacht zu fallen; die Marquise von Balpenas machte wüthende Augen. Was Yvette betrifft, so sprach sie kein Wort, erwiderte kaum den Gruß und wandte sich zu ihrer Nachbarin, mit der sie ein lebhaftes Gespräch anknüpfte. Die Anderen machten es ebenso und der arme Isak Levy (von Hamburg) trat kläglich den Rückzug an, immer mit dem Hute in der Hand, den er in seiner Betroffenheit aufzusetzen vergessen hatte. Langsam begab er sich zu seinem Phaëton und berechnete im Stillen, daß fünfzigtausend Francs zu acht Percent berechnet eine Rente von viertausend Francs abwerfen.

In der Gruppe hatte dieser Zwischenfall eine ganz ungewöhnliche Bewegung hervorgerufen. Jeder befragte Yvette.

— Was hat Das zu bedeuten?

— Wo haben Sie diesen Isak Levy getroffen?

— Bei einem Wohlthätigkeitsfeste, erwiderte sie verlegen. Ich kenne den Herrn kaum und werde ihm künftig seinen Gruß nicht erwidern.

V.

Comtesse Yvette benützte den erstbesten Vorwand, um sich zu entfernen. Nachdem sie fort war, zeigte sich die alte Marquise von Balpenas in einer Weise verschlossen, daß aller Welt Neugierde gereizt wurde. Oeffentlich wollte sie gar nichts sagen; aber im Geheimen vertraute sie jeder Einzelnen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, die Geschichte der fünfzigtausend Francs an.

Als Herr Isak Levy von Hamburg vier Tage später wieder an der Gruppe vorbeikam, war er erstaunt und entzückt zu sehen, daß ihm reizende Lächeln zugesendet werden. Dadurch ermutigt, stieg er vom Wagen und näherte sich der Gruppe, aus welcher ein halbes Duzend lieblicher Stimmen ihm entgegenflöteten:

— Nehmen Sie doch Platz unter uns, Herr Baron!

U. P.

Gedanken über die Frauen.

O, ewig unlöslicher Widerspruch im Charakter der Frau! Oft wird sie ein Engel, sobald der Teufel sie geholt hat.

*

Die Frauen haben wie die Pflanzen verborgene Eigenschaften, die nur der Zufall enthüllt.

*

Die Freundschaft lebt von ihrer Rente; die Liebe zehrt am Kapital.

*

Da das Weib das Meisterwerk der Schöpfung ist, sagt Don Juan, daß man dieses Meisterwerk, gleich dem König Salomon, in tausenden von Exemplaren besitzen und anbeten müsse.

*

Die geistreichen Frauen sind etwas dümmer als die anderen.

*

Ein Mann wird seine Frau nur dann gut unter Ver-
schluß halten, wenn er den Schlüssel zu ihrer Einbildungskraft
gefunden hat.

*

Die Frauen haben eine geheime Abneigung gegen jene
Männer, die für sie nur Achtung fühlen.

*

Die Untreue betrübt die Frauen nur wegen des Ver-
gnügens, welches sie ihren Nebenbuhlerinnen macht.

*

An jede Unbill des Lebens gewöhnt sich die Frau, nur
nicht an den Schimpf, den die vorrückende Zeit ihr anthut.

*

Das Weib ist das Alpha und Omega, das erste und
letzte Wort, Hölle und Paradies, das Gute und das Böse,
Sturz und Erlösung.

*

Wer zu den Füßen einer Frau liegen darf, ist auf
halbem Wege, sie zu erobern.

*

Der Segen des Himmels in der Ehe, das ist — die
Wiege.

A. H.

Die Spre-Nymphe.

Humoreske von Hermann Grabert.

I.

Gäsar Schimke ist ein Vierziger, der nach einer stürmisch bewegten Jugend das Berliner Leben aufgegeben und sich zurückgezogen hat. Garçon und im Besitze eines hübschen Vermögens, sucht er dies noch immer zu vergrößern, um, sobald er sein Mil-
lionchen zusammengebracht, ein zweites zu erheirathen.

Kürzlich ward er nun zu einem Herrenessen gebeten, das der ihm befreundete Banquier Forwitz bei Beck, Unter den Linden, gab. Da Schimke die Freuden der Tafel liebt und seine gesellschaftlichen Beziehungen doch nicht ganz abbrechen mag, nahm er die Einladung an. Bevor er sich zu dem Mundfest begab, rief er die Vorsteherin seines häuslichen Herdes. Servatia ist fünfzig Sommer alt und häßlich wie die Sünde.



„Ich speise heute auswärts.“
„Schade! Sie hätten gebackene Scholle und Putenbraten gekriegt. Na, die Pute schmeckt morgen auch noch schön, und den Fisch —.“

„Den essen Sie, Servatia.“

„Zu gütig, Herr Schimke.“

„Ja, was ich sagen wollte — ich komme beizeiten nach Hause und trinke dann nur noch 'ne Tasse Thee.“

„Schön.“

„Richten Sie mir jetzt den Frack und eine weiße Binde.“

II.

Das Diner — zehn Gänge und viererlei Wein — war zu Ende; die Champagnerkoblde hatten ihre Schuldigkeit gethan.

„Was meint Ihr zu einem kleinen Bänkchen?“ fragte Forwitz seine Gäste.

„Gesprochen wie Salomo. Kellner, Karten!“

„Wollen wir aber nicht lieber bei mir spielen? Ich ponire Euch Münchener Hofbräu, und, in der Voraussicht Eurer Zusage, habe ich Uda Männerhold mit einigen ihrer Freundinnen in meine Wohnung bestellt.“

„Herrlich!“

„Famos!“

„Excellente Idee!“

Man rüstete sich zum Aufbruch. Schimke und sein Tisch-
nachbar verließen am ersten das Restaurant. Unser Held, der dem „Heidick Monopole“ fleißig zugesprochen hatte, war sehr illuminirt.

„Weißt Du was, Brömser?“ sagte er, „ich hab' grade genug und gehe, um mich dem Schlaf des Gerechten in die Arme zu werfen.“

„Wie?! Du drückst Dich vom jeu?“

„Kann morgen keinen Kater brauchen — muß früh heraus. Also, Bonsoir!“

„Gute Nacht — Leinsieder!“

„Treibt der Champagner
Das Blut mir im Kreise,
Wird mir so molkig
Tuchheirassalla!“

trällerte Schimke, heimwärts stiefelnd.

Je mehr er sich seinem Logis näherte, desto benebelter ward er. Auf einmal trat die Spielgesellschaft bei Forwitz vor sein Auge. Er sah die Pick- und die Treffdame hin und herspringen; aber seine erregte Phantasie zauberte ihm noch andere — lebendige — Damen vor, die, tändelnd und kosend, den Herren leckeres bavarisches Gebräu kredenzt. Eine schlank Blondine mit schmachtenden Blicken gleich einer Najade, trank ihm zu; dann faßte sie Schimke's Hand, drückte sie innig und flüsterte ihm zärtliche Worte ins Ohr. Schmeichelnd lehnte sie das Köpfchen auf seine Schulter, als er — die Klingel an seiner Hausthür zog. Das entzückende Weib sah ihn mit süßem, verführerischen Lächeln an, und — Servatia öffnete.

„Ah, da sind Sie ja schon, Herr Schimke! Wünschen Sie Ihren Thee gleich, oder —?“

„Was sprichst Du von Thee, reizende Spreenymphe? Ich will Liebe trinken, heiße Liebe von Deinen Purpurlippen!“

„Na, na —“



— Man hält Sie für einen gefährlichen Mann, Baron; für einen wahren Frauenvertilger!

— Ich gefährlich? Versichere, Comtesse, habe noch keine mit Haut und Haar verspeist.



— Wie, Finette? fünfzig Francs monatlich mehr willst Du? Ich weiß etwas Besseres.

— Was denn?

— Ich will Dir einen „Kunstfreund“ mehr bringen; da ist uns allen Dreien geholfen.

„Küsse mich!“

„Herr! —“

„Du liebst mich nicht? Ergibst Dich nicht? Das wollen wir doch sehen! — Geh, liebe mich!“

„Aber Herr! —“

„Wir sind ja allein, ganz allein. Die Anderen tempeln daneben. Mögen sie sich im Golde wälzen!“

„Herr Schimke! —“

„Es lebe die Liebe! Auf, laß uns drum lieben, Du herzige Nixe!“

„Bitte, menageriren Sie sich —“

„Komm, o komm, Dein schönstes Stündlein schlägt —“

Hier umfaßte Schimke die alte Schachtel, preßte das Gesicht auf ihre überreife Hochbrust und schleppte sie in sein Zimmer.

„Aber — Herr Schimke — was — wollen Sie denn —?“

Seine Liebkosungen erstickten ihre Frage, die sich in ein leises Stöhnen auflöste.

III.

„Schon elf Uhr? Und um zehn sollte ich auf der Reichsbank sein,“ gähnte Schimke, als er am folgenden Morgen in feinem Bett erwachte. „Wenn mir recht ist, so hatte ich gestern einen kleinen Drang-Utang; deshalb ließ Servatia mich auch so lange schlafen. Weiß wirklich nicht mehr, wie und wann ich mich in die Klappe gelegt. — Servatia!“

Er klingelte und rief — aber umsonst; seine Haushälterin erschien nicht.

„Sie wird auf dem Markte sein, und dann kommt sie sobald nicht wieder.“

Um die Börse nicht zu versäumen, frühstückte Schimke im ersten besten Wiener Café und begab sich darauf nach jenem prächtigen Gebäude, in dem der Göze der Jetztzeit und aller Zeiten verwahrt und angebetet wird. Hier hatte unser Held in aller Schnelligkeit einige tausend Mark einzufassiren, die er bei einem neuen Unternehmen verdient hatte. Wie er

wieder nach Hause kam, eilte Servatia ihm entgegen — Servatia in einem seidnen Kleide, mit einem bebänderten Hute, Talmi-Ohringen, ditto Broche und Armband, Spitzenmanschetten und in himmelblauen Strümpfen.

„I, sehen Sie mal!“ schmunzelte Schimke, „warum so gepuzt? Wollen gewiß ins Theater? He?“

Servatia schüttelte den Kopf.

„So proben Sie wohl an?“

„Auch nicht.“

„Manu? — Haben Sie am Ende eine Erbschaft gemacht oder gar in der Lotterie gewonnen? Gratulire! — Im Uebrigen bin ich hungrig. Nichten Sie an!“

Als Schimke ins Eßzimmer trat, bemerkte er, daß für zwei Personen gedeckt war.

„Wozu zwei Couverts?“

Servatia wurde klatschrosenroth.

„Erwarte ich denn Jemanden? Das ich nicht wüßte!“

Servatia senfte und verdrehte dabei die Augen wie eine Henne, wenn sie ein Korn findet.

„Geben Sie doch Antwort!“ rief Schimke ungeduldig.

Servatia warf ihm einen Syrupsblick zu, der nicht von schlechten Eltern war, und stötete:

„Ach, César, nach dem, was gestern Nachts passiert ist, glaubt' ich, wir würden nun auch den Tisch miteinander theilen.“

Schimke stand sprachlos da und bedurfte erst einer Weile, um sich von seinem Schrecken zu erholen.

„Wir sind geschiedene Leute!“ rief er mit Donnerstimme, indem er seine Börse aus der Tasche zog.

„O weh!“

„Hier haben Sie Ihren Monatslohn —“

„Ach, Herr Famine!“

„Zudem hundert Mark, als Beweis meines Bedauerns, eine so perfekte Köchin zu verlieren.“

„O, ich seh', daß ich mir in Ihnen geirrt habe,“ heulte Servatia, mit der Hand nach ihrem Herzen greifend. „Sie sind auch einer von den Veränderlichen! Seit dreißig Jahren

Plauderstündchen im Atelier.



— Was muß ich thun, um so berühmt zu werden, wie die Bertha Rother?

— Warten, mein Schätzchen, bis ich so — alt bin wie der Gräff.

Die neue Magd.



— Nicht erlaubt einzutreten! Madame ist bei der Toilette!

— Verzeihen Sie ihr, lieber Fröh; sie kennt die Gewohnheiten meines Hauses noch nicht.

ist mir so was nicht wieder überkommen und nanu soll's wieder für immer alle sein!"



„Kein Wort mehr! Sie können gehen — jetzt — gleich — im Augenblick!“

Servatia's Urtheil war gesprochen und — ein majestätischer, nicht mißzuverstehender Wink Schimke's zeigte ihr, wo der Zimmermann das Loch gelassen.

* * *

Seitdem wird unser Held von einem Mohren bedient.

Das Abenteuer.

In berausgender Pracht nun webt der Mond
In die Büsche den Schleier von Golde;
Auf dem weichen Moose phantastisch thront
Das Abenteuer, das holde.

Der Knabe schaut mit trunkenem Blick
Das Wunder, das neckisch tolle,
Und es spricht zu ihm und rufft ihn an
Die Jungfrau, die wundervolle:

„Komm zu mir in den dunkeln Wald,
Da wollen wir selig kosen,
Ich habe bekränzt mir das Gewand
Mit Thymian und Rosen.

Mir tanzen selig im Mondenschein,
Du sollst mich wohligh umfassen,
Dann will ich küssen die Lippen Dein
In bräunlichem Verlangen.

Komm mit, wir wollen im dunkeln Hain
Zu den süßesten Wundern gelangen;
Ich führe Dich tanzend ins Dickicht hinein,
Wo kein menschlicher Fuß noch gegangen.

Und sie faßt seine Hand, und sie schweben fort
In des Waldes tiefster Tiefen,
Mondschimmer leuchten hier und dort,
Und winken, als ob sie riefen.

Da hüpfst sie voraus, ein neckischer Spuck,
Durch den Bach, über blinkende Steine,
Sie streift von den Hüften das leichte Gewand,
Und wartet lächelnd am Raine.

Sie löst vom Haupte das lange Haar,
In tausend schillernden Wellen
Fällt es von Häupten zu Füßen herab,
Die restigen Glieder schwellen.

„Wer bist Du, wunderbare Maid,
So seltsamlich anzuschauen?
Sag' mir es an zu dieser Zeit,
Daß ich Dir möge krauen.“

Der Jüngling spricht's, da seufzt es schwer
Und dunkel wird es und schaurig;
Der holde Spuk, er ist nicht mehr —
Fern hallt eine Stimme traurig:

„Dem Vertrauen nur ist das Glück gepaart,
Höchste Wonne, wer mich anbefel!
Des Herzens Ruh' hast Du Dir gewahrt,
Doch das Abenteuer gelddel.“

R. Sebal.



Tante und Nefte.

— Eine alte Geschichte in neuer Ausgabe. —
Erzählt von Rudi.

I.

Frau Helene von Kierling war in zornigster Aufregung. Ihre Augen funkelten, ihr prächtig geschnittener, durch kein Wieder gehemmter Busen hob und senkte sich stürmisch vor innerer Bewegung und die zarten Finger zerrten nervös an dem feinen Battisttuch, als wollten sie es in Fetzen reißen. „Wer hätte aber auch so etwas geglaubt von diesem Kinde? Ist Das nicht arg?“ Sie wird es ihrem Manne sagen, denkt sie, wenn auch — nicht Alles. Oder soll sie ihm gar schreiben? Doch, Das würde ihn zu sehr erschrecken. Gerade jetzt muß er auf mehrere Wochen verreist sein, — jetzt, wo sie nicht weiß, was sie mit diesem abscheulichen Nefen, diesem frechen Robert anfangen soll!

Aber freilich, sie hätte es merken sollen, daß er kein Kind mehr sei, neulich schon. — Wie stürmisch hatte er sie umarmt, als er nach einjähriger Abwesenheit zum gewohnten Feriabesuche angekommen war, wie glühend hatte er ihr in die Augen geblickt und sie dann geküßt, so heiß und süß, wie Niemand noch in ihrem Leben. Und ihr Mann hatte gutmüthig dazu gelacht.

Ein paar Tage hatte es gedauert, bis die Beiden wieder den alten, vertraulichen Ton gefunden, bis Helene sich wieder als die „alte, gestrenge Tante“ und Robert als gehorsamer Nefte fühlte. Sie lasen, musizierten und ritten zusammen und waren, wie seit jeher in den zwei Feriamonaten, unzertrennlich.

Robert von Wessenheim, ein bildhübscher Junge von sehr zartem, knabenhaftem Aussehen, jedoch von kräftiger Gesundheit, ward wieder der tolle, übermüthige, unbändig wilde Knabe von ehedem, mit einem Kopfe voll ausgelassenster Kindereien und ließ Helene oft vergessen, daß er schon neunzehn Jahre zähle. Seit länger als acht Jahren schon hatte sie den verwaissten Robert, der in der Hauptstadt studierte, in vollem Sinne des Wortes bemuttert, was er ihr mit hingebungsvoller Zärtlichkeit vergalt. Er war gleichsam ihr Kind und so kannte sie vor ihm keine Gêne. Darum öffnete sie vor ihm ungenirt ihr Leibchen, wenn ihr heiß war, so daß der

prächtige, blaugeäderte Busen, vom Spitzengewirr des Hemdes kaum bedeckt, sich zeigte, und die runden Schultern und die blonden Härchen unter den Armen; sie band sich wohl auch ihr Strumpfband fester und löste Abends ihr Goldhaar auf, mit dem er dann spielte und es küßte, so wie er es immer gethan. Sie merkte es nicht, wenn sie im Grase lagerten, er zu ihren Füßen, daß ihr Kleid sich aufbauschte und ihr schöngeformtes Bein sichtbar wurde bis hinauf zum spizenbesetzten Höschen . . .

Wie früher, so durfte er auch jetzt seinen Kopf in ihren Schoß betten und sie kraute ihm sein Kraushaar und küßte ihn wohl auch auf die Stirn und nannte ihn „ihren lieben Buben!“ Heute hatten sie Herrn von Kierling zur weitabgelegenen Station begleitet, da ihn dringende Geschäfte auf einige Wochen in die Hauptstadt gerufen hatten. Robert war auf der Rückfahrt merkwürdig einsilbig gewesen und war dann verschwunden. Sie hatte ihn erst Abends im Speisezimmer wieder zu Gesicht bekommen. Sie trug ein reizendes Deshabillé aus zartem Stoffe, der das seidenglatte, weiße Fleisch köstlich durchschimmern ließ und die edlen Formen des schönen Leibes herrlich modellirte.

„Wie schön Du bist, Tante, wie schön!“ hatte Robert ein über das andere Mal ausgerufen, als sie anfing, die schweren Böpfe aufzulösen. Und sie war lachend vor den Spiegel getreten und hatte spöttisch ihrem Bilde eine Verbeugung gemacht und gesagt: „Hörst Du, alte Tante, was der Narr da spricht?“

Im Speisezimmer war es drückend schwül geworden und sie hatte die Fenster geöffnet und sich hinausgelehnt. Robert war zu ihr getreten und sie hatten sich in Erinnerungen vertieft; es mochte ihr darum entgangen sein, wie aufgereggt er sei, wie er seinen Arm um ihre Taille legte und sich immer mehr und mehr an sie schmiegte . . . Als sie es bemerkte, erröthete sie, obwohl Niemand sie sah . . . Nie noch hatte sie solche Scham empfunden; und dennoch . . . Die Nacht war still und ruhig; das Gras duftete und ein leiser Wind strich kosend durch die Halme.

Eine süße Bekommenheit war über Helene gekommen . . . Sie hatte es nicht gewehrt, als Robert ihren Nacken mit glühenden Küffen bedeckte . . .

Sie war wie im Taumel, wie verzaubert lehnte sie an seiner Schulter. Und doch fühlte sie, wie seine Küsse immer glühender, sein Athem heißer, seine Hände immer kühner wurden. Und ein Gefühl namenloser Wonne durchschauerte ihren Körper. . . . Da klang süß und schmeichelnd seine Stimme an ihr Ohr: „Oh, Helene, süße Helene!“ und Das brachte sie zur Besinnung. Mit einem Aufschrei entriß sie sich ihm und lief, wie von Furien gepeitscht, in ihr Schlafgemach, das sie sorgfältig versperrte.

II.

Helene hatte sehr unruhig geschlafen. Das Bild Roberts war nicht aus ihren Träumen gewichen. Sie zitterte vor einer Begegnung mit ihm und athmete erleichtert auf, als sie am Morgen erfuhr, er sei nach der Stadt gefahren und werde erst in einigen Tagen zurückkehren. Ohne daß sie es recht wußte, weilten ihre Gedanken unausgesetzt bei ihm. Manchmal ward sie noch recht zornig, wenn ihr einfiel, wie keck er doch gewesen. Aber nach und nach fing sie an, ihn mit seiner Jugend und mit ihrer eigenen Sorglosigkeit zu entschuldigen.

Als Spätkind bejahrter Eltern hatte sie ihre erste Jugend unter Greisen verlebt, freudlos und einsam, und war dann mit achtzehn Jahren an den damals fünfundvierzigjährigen Herrn von Kierling verheirathet worden. Einförmig, glatt, nicht glücklich, nicht unglücklich, stets im Tretrade der Pflicht hatte sie dahin gelebt und fühlte sich schon recht alt, trotzdem sie erst sechsundzwanzig Jahre zählte.

Nie hatte sie noch aus dem schäumenden Becher wahrer Liebe getrunken, nie hatte ihr Jemand in diesem weltabgeschie-

denen Dasein gesagt, daß sie schön sei, daß er sie liebe. Ihr Herz hatte geschlafen. Und nun wußte sie sich zum ersten Male geliebt, angebetet von einem unverdorbenen Jüngling, der ihr seine erste, glühende Liebe weihte. Wie berauschende Musik tönten ihr noch seine Worte ins Ohr und kritisch prüfte sie im Spiegel ihr Bild, ob er wahr geredet. Noch bangte ihr vor einem Zusammentreffen mit Robert, noch wußte sie nicht recht, wie sie sich ihm gegenüber verhalten werde. Recht streng wird sie sein mit ihm, nimmt sie sich vor, strenge und unnahbar . . . Doch, er wird gewiß nichts mehr wagen, er wird vernünftig sein. Und daß er sie liebt? Das darf sie ihm ja verzeihen, gewiß, selbst wenn er nochmals davon spräche. — Das kann er ihr sagen, oh ja! es ist so süß, zu hören, daß man geliebt sei. Aber sonst wird sie ihm Nichts gestatten. Nicht anrühren darf er sie! . . . Oh! sie wird sehr streng sein . . .

Drei Tage sind vergangen, öde und langweilig. Helene war nervös, zerstreut und in ärgerlicher Stimmung. Muß sie denn ewig an ihn denken? Nachmittags hat sie ein Buch genommen und versucht, im Parke zu lesen. Doch sie las nur mechanisch, ohne den Inhalt zu verstehen. Sie begann sich zu fürchten vor diesem kecken Knaben. Er wird sie wieder küssen wollen . . . und noch mehr . . . und das heiße Blut steigt ihr bei dieser Vorstellung in die Schläfen. Aber er soll es nur wagen, sie wäre dann unverföhllich. In Gottesnamen, einen Kuß noch will sie ihm gestatten, einen einzigen, nur damit er weiß, daß sie ihm verzeihen, aber nichts, nichts mehr . . .

Ein Schatten huschte über ihr Buch. Als sie aufblickte, kniete Robert vor ihr, umfaßte ihre Kniee und barg seinen Kopf in ihren Schoß. „Ich konnte nicht mehr sein ohne Dich, stöhnte er, o verzeihe mir! Weißt Du nun, daß ich Dich liebe? Weißt Du, daß es mich glühend verlangt, Dich zu umarmen, Dich zu küssen, Dich ewig zu lieben? O, mache mich glücklich, selig, gib mir Dich selbst! . . .“

Und krampfhaft umschlang er sie und küßte Hände, Mund und Alles, was die Lippen erreichten. Wie ein berauschender Trank hatten seine glühenden Worte auf sie gewirkt; matt schloß sie die Augen und überließ sich willenlos seinen glühenden Küffen . . .

Ein Sonnenstrahl lugte durchs Gezweig und glitt kosend ihr über das Auge. Das grelle Licht brachte sie zur Besinnung. Wo war sie nur? Um Gotteswillen! Bei helllichtem Tage war sie im Begriff gewesen, sich diesem Knaben im Parke hinzugeben! Wenn Jemand sie belauscht hätte? Und wo waren ihre Vorsätze geblieben? Die ganze Schamhaftigkeit des Weibes erwachte in ihr. Mit heftiger, abwehrender Geberde entriß sie sich seinen Armen. „Nein! Niemals!“ rief sie mit harter, zorniger Stimme und im nächsten Augenblick war sie im Gebüsch verschwunden.

III.

Es war schon recht spät, schon Schlafenszeit. Helene befand sich in ihrem Boudoir und nestelte mit fieberhafter Ungeduld an den Knöpfen ihres Leibchens. Sie denkt an den kühnen, verliebten Knaben und ein Schauer rieselt von Zeit zu Zeit über ihren Körper. Morgen will er sich die Antwort holen auf die Frage, die er ihr zugeflüstert, als sie das Speisezimmer heute Abend verließen! Wird sie die Kraft finden, ihm noch länger zu widerstehen? Wenn's nur schon morgen wäre! „Robert!“ flüstert sie leise, in Betrachtung ihrer Reize versunken, vor sich hin. Sie hört nicht, wie Jemand am Weinrebenspalier emporklettern, das nur angelehnte Fenster öffnet und wie ein leiser Fuß auf den Teppich gleitet . . .

Ursprünglich fühlt sie sich von zwei Armen umschlungen und Roberts Schmeichelstimme fragt: „O Helene! Sage nimmer Nein!“

Sie küßt ihn statt aller Antwort; willenlos sinkt sie in seine Arme, wie im Traume flüsternd:

„Von Nein ist keine Rede, aber eine Reue ist's doch!“



O, das ist schön!

Mit Dir allein zu sein,
 An Deiner Brust zu liegen,
 Bei rother Ampel Schein
 In Träume sich zu wiegen;
 Den Duft von Deinem Kleid
 Beim Athmen einzufangen,
 Und dann von Zeit zu Zeit
 Zu küssen Deine Augen:
 Und mit den Händen leis
 In Deinem Haar zu wühlen,
 Und wie Dein Herz so heiß,
 An seinem Schlag zu fühlen;
 Und schließlich Mund auf Mund
 In Leidenschaft zu pressen,
 Und daß das Erdenrund
 Ein Jammerthal, vergessen;
 Und in Gedanken fliegen
 In lichte Himmelshöhen,
 Und Leib an Leib zu schmiegen
 O, das ist schön!

Hadubrand.

Ein Warnungsruf für die Ehemänner!

Der nachfolgende, seltsame Brief ist mir, ohne jede Unterschrift, jüngst mit der Stadtpost zugekommen. Obgleich ich von den Frauen keine so schlechte Meinung habe, wie der Einsender, der augenscheinlich noch unter dem Eindrucke seiner persönlichen Erfahrungen steht, so will ich doch zu Ruh und Frommen aller Leser und Leserinnen des „Caviar“ diese merkwürdige Epistel unverkürzt mittheilen.

Jean qui rit.

Herr Redakteur!

Zur Klärung jener Fragen, die in Ihrem Blatte so häufig und in so anziehender Weise behandelt werden und welche die Zustände der modernen Gesellschaft betreffen, möchte ich durch Mittheilung meiner eigenen Erfahrungen das Meinige beitragen.

Ich bin unverheirathet und stand bis vor Kurzem in zarten Beziehungen zu einer verheiratheten Frau. Wie so viele Andere in meinem Falle, hatte ich mir eingebildet, auf eine Ausnahme gestoßen zu sein, auf eine unglückliche kleine Frau, die zum ersten Male ihren Gatten hintergeht. Ich hatte ihr lange Zeit den Hof gemacht und glaubte, durch einen förmlichen Feldzug von Artigkeiten und Beweisen hingebungsvoller Verehrung ihre Liebe gewonnen zu haben.

Nun hören Sie mal, was mir verflossene Woche widerfahren ist.

Ihr Mann war verreist und sie verfiel auf die Kaprixe, daß sie einmal in meiner Junggesellenwohnung diniren wolle; bei Tische sollte ich sie bedienen, damit wir allein und ungestört seien. Sie wollte eine fixe Idee verwirklichen, die sie seit Monaten verfolgte: sie wollte sich einmal ordentlich betrinken.

Eine Frau kann sich natürlich nur mit Champagner betrinken. Sie trank davon auf nüchternen Magen ein Glas voll und nach den Austern zeigte sich schon die Wirkung. Ich hatte ein kaltes Diner kommen lassen; auf einem Tische hinter mir stand Alles bereit. Ich bediente sie so gut ich konnte und hörte dabei ihrem Geplauder zu.

Sie trank Zug auf Zug und gab mir zuerst endlose Aufschlüsse über ihre Mädchenempfindungen. Von Zeit zu Zeit fragte sie: „Bin ich betrunken?“ — „Nein, noch nicht.“ Und sie trank wieder. Sie ward es bald; nicht in dem Maße, um die Besinnung zu verlieren, aber doch so weit, um die Wahrheit zu reden, wie mir schien.

Auf ihre Bekenntnisse über ihre Jugendeindrücke folgten Enthüllungen über ihren Gatten. Die Geschichten waren nicht angenehm zu hören; und sie wollte, daß ich ihr zustimme, Recht gebe. „Als ich Dich zum ersten Mal sah“ — schloß sie — „sagte ich mir: Der gefällt mir, Den möchte ich zum Liebhaber. Und dann begannst Du mir den Hof zu machen.“

Ich war begreiflicherweise ein wenig verduzt bei diesem Geständnisse; sie mußte dies trotz ihres Dufels bemerkt haben, denn sie brach in ein Gelächter aus und rief: „Ach, mein liebes Märchen, Du bist gar zu behutsam vorgegangen. Wir Frauen lassen uns nur dann den Hof machen, wenn wir es wollen . . . und dann muß man rascher vorwärts gehen, damit man uns nicht zu lange warten lasse. Ja, mein Gimpelchen, ich habe auf Dich warten müssen. Blumen und Komplimente und wieder Blumen . . . und sonst nichts . . . Ich war schon im Begriff, Dich im Stiche zu lassen. Und so ist die Hälfte der Männer, während die andere Hälfte . . .“

Und sie brach wieder in ein Gelächter aus. Bei diesem Lachen lief mir ein Schauer über den Rücken.

„Nun, und die andere Hälfte?“ fragte ich.

„Ach, die andere Hälfte geht rascher vor, zu rasch . . . Aber jene Leute haben Recht. An manchen Tagen gelingt ihnen die Sache nicht, an manchen Tagen jedoch gelangen sie an ihr Ziel. Die Schüchternen Deines Schlages haben keine Vorstellung davon, wie die Anderen sind . . . und was sie machen . . . wenn sie mit uns allein sind . . . sogleich . . . Sie riskiren Alles . . . sie bekommen Ohrfeigen . . . aber Das genirt sie nicht . . . sie wissen, daß wir schweigen werden . . . sie kennen uns, die Schlingel! . . .“

„Es gibt also unter den Männern sehr unanständige?“
Sie warf sich in ihrem Sessel zurück, um behaglicher lachen zu können. Als sie ein wenig ruhiger geworden, sagte sie:

„Ach, unanständig? Sie wagen eben Alles! . . . so gleich . . . Alles . . . Verstehst Du? Alles und noch mehr!“

„Und Ihr Frauen gestattet Das?“

„Nein, wir gestatten es nicht; wir theilen Ohrfeigen aus . . . aber es macht uns dennoch Spaß. Wir fürchten uns vor ihnen und Das ist angenehm. Man muß immer ihre Blicke und ihre Hände überwachen. Es sind Frechlinge, aber sie lieben uns viel mehr als Ihr Anderen.“

„Und wie kommt es, daß Ihr solche Abenteuer Niemandem erzählt?“

„Wie albern Du bist, mein Lieber! Wer wird von solchen Dingen reden? Wozu die einfältigen Ehemänner beunruhigen? Und dann: was ist denn Uebles dabei, wenn wir nicht nachgeben?“

Ich richtete eine letzte Frage an sie:

„Du bist also oft geküßt worden?“

„Das will ich glauben! Alle Frauen sind oft geküßt worden! Versuch' es nur mit welcher immer . . . Du wirst sehen . . . Du wirst sehen . . . Habaha!“

Sie begreifen, Herr Redakteur, daß ich mit dieser Frau gebrochen habe und daß ich überhaupt sehr ernüchtert bin. Obgleich unbeweibt, haben die Geständnisse dieser Frau mich mit unendlichem Mitgefühl für alle Ehemänner ergriffen, welchen mein Abenteuer als ernste Mahnung dienen mag . . .



RONBONNIÈRE.

Im Honigmond.

— Nicht wahr, mein theurer Franz: Dir ist nicht leid um das Junggesellenleben?

— Nicht im Geringsten, mein Schatz; das Essen in den Gasthäusern ist so schlecht . . .

*

Eine Menschenfreundin.

Ein Herr aus der Hauptstadt, der in einem kleinen Provinzorte ein Geschäft abzuwickeln hat, ist bei dem Herrn Bürgermeister zum Mittagessen geladen, dessen Gattin im Rufe einer echten und rechten Klatschbase steht.

— Sie müssen sich in diesem kleinen Orte ordentlich langweilen, sagt der Gast zur Hausfrau.

— O, man langweilt sich nie, wenn man sich für die Angelegenheiten seiner Nebenmenschen interessiert . . .

*

Unter Don Juans.

— Was ist schwerer, als eine ehrbare Frau zu erobern?
— Sich nicht damit zu brüsten.

*

Bauernwitz.

Der lange Sepp zum Pfarrer, dem er auf der Straße begegnet:

— Schön' guten Tag, Herr Pfarrer. Ich hab' Euch a'rad' ein' schönen Hasen geschickt.

— Dank Euch, Sepp. Da habt Ihr fünf Silbergroschen. Eine halbe Stunde später treffen sich die Beiden wieder.

— Wo bleibt der Hase? fragt der Pfarrer.

— Ach, ich sah heut' Früh im Jungholz 'nen schönen Hasen und sagt' ihm: Geh sogleich zum Herrn Pfarrer! Ist der Schlingel nicht hingegangen! Ei, ei! . . .

*

Kunstfragen.

— Lieben Sie die Majolika? fragt Herr K. seine Tischnachbarin, die Frau von Finkelstein.

— Ja, wenn sie recht gar gebacken sind, erwidert die Befragte nach einer Weile.

Die erste Geliebte. (16)

Roman von Catulle Mendès.

Er kehrte heim und setzte sich zum Frühstück. Er blieb schweigsam und aß nur wenig. Seine Frau beobachtete ihn argwöhnisch; das Gelächter der Kleinen vermochte ihn nicht zu erheitern. Er war augenscheinlich die Beute einer quälenden Sorge. Beim Nachtisch kündigte er seiner Frau an, daß er beschlossen habe, eine Reise zu machen, die er schon seit langer Zeit aufschiebe. Um den Roman zu beendigen, den er unter der Feder habe, müsse er die römische Campagna besichtigen. Am 13. Juli Morgens werde er abreisen. „Du siehst, ich bin nicht abergläubisch, da ich an einem 13. abreise“ — sagte er mit einem erzwungenen Lächeln. Er hatte das Auskunftsmittel gefunden, sich zu entfernen; nicht in Paris zu sein, wenn Honorine dahin zurückkehren würde. Und er wird drei, vier Monate fernbleiben. Dann wird er weiter sehen. Der Tag verfloß unter Reisevorbereitungen. Am 13. Juli Morgens stieg er allein in einen Fiaker, auf welchen auch seine Koffer gebracht worden waren. Er wollte nicht, daß seine Familie ihn zum Bahnhof begleite. Die Bärtlichkeits-Ergüsse vor aller Welt seien lächerlich, meinte er. „Zum Westbahnhof!“ befahl er. Der Kutscher hieb auf seine Kasse ein. Gerbier saß sinnend im Wagen. Er betrachtete die Fensterscheibe des Wagens, als wäre sie ein Spiegel, in welchem irgend ein Gesicht auftaucht. Und in dem Augenblicke, als der Wagen zum Westbahnhof einlenken wollte, neigte er sich zum Wagenschlag hinaus und sprach mit rascher, gedämpfter Stimme zum Kutscher, als hätte er gefürchtet, daß ihn Jemand hören könnte.

IV. Kapitel.

Eines Morgens, kurz nach sechs Uhr, öffnete sich eine kleine Pforte in einem großen, tiefgrün angestrichenen Thore.

Eine Frau von gutem Aussehen, in anständiger, fast vornehmer Kleidung, trat heraus. Sie war nicht mehr jung, schien auch nicht alt zu sein. Sie mochte einst schön gewesen sein und war es jetzt noch, obgleich ein wenig dick.

Honorine d'Arlemont war begnadigt worden und verließ das Zuchthaus.

Eine lange Straße, mit wenigen Gebäuden, zog sich vor ihr hin. Im Zwiellichte des Morgens fiel ein feiner Regen hernieder. Alles war naß und grau und still und matt. Sie war kaum einige Schritte weit gegangen, als Gerbier, der vor dem Regen unter dem Vordache eines Wirthshauses Schutz gesucht hatte, sich ihr näherte. Sie schien über seinen Anblick nicht im mindesten erstaunt. „Welch' ein abscheuliches Wetter!“ sagte sie. — „In der That; es ist ein rechter Herbsttag,“ erwiderte er. Sie fragte ihn, ob er nicht für einen Wagen gesorgt habe, der sie zum Bahnhof bringen würde. „Ja, erwiderte er; aber ich habe ihn am Flußufer halten lassen, um kein Aufsehen zu machen.“ Sie billigte diese Vorsicht und erklärte, bis dahin gerne zu Fuße gehen zu wollen, obgleich sie ein wenig müde sei, weil sie in der verfloffenen Nacht nur wenig geschlafen habe. Sie nahm seinen Arm und sie machten sich auf den Weg. Sie sprachen nicht; er betrachtete sie; sie schien besonders darauf zu achten, ihre Schuhe im Straßentrotte nicht zu beschmutzen. Als sie im Wagen Platz genommen hatten, schwiegen sie noch immer. Einmal fragte er sie: „Waren Sie nicht überrascht, mich zu sehen?“ „Nein, erwiderte sie; warum sollte ich überrascht gewesen sein?“ Und sie schwiegen wieder. Im Eisenbahn-Coupe, während der raschen Fahrt durch die jetzt sonnenhelle Landschaft, war sie gesprächiger, fast heiter. Sie verhehlte nicht ihre Freude, Paris wiederzusehen. Natürlich — nach so langer Abwesenheit hat sich die Hauptstadt sehr verändert? Sind neue Straßen eröffnet, neue Stadtviertel angelegt worden? Dann befragte sie Gerbier um die Titel der Werke, die er veröffentlicht hat, seitdem sie ihn nicht gesehen; sie war sehr erfreut zu vernehmen, daß er Geld und Ehren erworben habe. Und sie billigte seinen Ehrgeiz, in die Akademie zu kommen. Er wird gewiß gewählt werden, meinte sie. Warum auch nicht? Ist er doch ein ernster, moralischer Schriftsteller. Auf einer Buffet-Station unterwegs frühstückten sie. Sie fand das Essen schlecht. „Zuhause ist es doch viel besser!“ sagte sie. Als sie wieder das Coupe bestiegen hatten, befragte sie ihn über andere Punkte. Sie war sehr erfreut zu hören, daß er eine wohlhabende Bürgerliche geheirathet und daß er Kinder habe. „Wenn ein Mann in ein gewisses Alter gekommen, sagte sie, muß er heirathen und Kinder haben. Das gibt ihm eine Stellung in der Gesellschaft.“ Er solle seine Frau achten, mit Respekt behandeln. Man muß unter allen Umständen den Skandal vermeiden und ein anständiges Leben führen.

Die Nacht war hereingebrochen, als sie den Eisenbahnzug verließen. Sie stiegen in einen Lohnwagen und Madame d'Arlemont sagte dem Kutscher: „Rue François I. Nr. 14.“ Gerbier konnte eine Geberde der Ueberraschung nicht unterdrücken. „Ja, sagte sie; ich habe meine Wohnung behalten.“

Im Vorzimmer der Wohnung wurden sie von der

früheren Magd erwartet, welche Gerbier den Hut abnahm.“ „Sie werden uns kalten Thee im Salon serviren,“ sagte Madame d'Arlemont.

Gerbier sah den in Weiß und Gold gehaltenen Salon mit seinen Palissander-Möbeln wieder. Auf der Marmorplatte des Kamins stand die Pendule mit der auf einem Felsen gelagerten Nymphe aus Mattgold. Auf dem Tische mit eingelegerter Arbeit stand eine Lampe mit einem Lichtschirm von rosa Papier.

— Erlauben Sie, Herr Gerbier, daß ich mich auskleide und einen Schlafrock nehme; ich bin von der langen Reise ein wenig ermüdet.

Als sie wieder zum Vorschein kam, war sie mit einem sehr einfachen, weißen Schlafrock ohne Spitzen bekleidet. Sie nahmen den Thee und plauderten, vor dem Kamin sitzend. Sie war begierig, die neuesten Bühnenstücke, die neuesten Moden kennen zu lernen. Sie wird schon am nächsten Tage die Kaufäden im Louvre und das Gymnase-Theater besuchen, sagte sie. Der Abend verfloß sehr ruhig und angenehm. Es schlug elf Uhr und Madame d'Arlemont erhob sich und ging ins Nebenzimmer, die Thüre halb offen lassend.

— Herr Gerbier, ich erwarte Sie! sprach sie nach einer Weile.

Und er erhob sich und folgte ihr in das dunkle Nebenzimmer.

E n d e.



— Frau Baronin sind mit mir nicht zufrieden? Gut denn, ich werde gehen; wir sind doch nicht verheirathet mit einander!

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Administration: Budapest, Batvanergasse 2.

Verlag der Buchhandlung Gustav Grimm in Budapest.

Druck von F. Buschmann Budapest, Kronprinzgasse 8, Harsich-Bazar.